

**SUSANNE GESSER, NINA GORGUS, ANGELA JANNELLI (Hg.):**

**Das subjektive Museum.** Partizipative Museumsarbeit zwischen Selbstvergewisserung und gesellschaftspolitischem Engagement (Edition Museum, 31).

Transcript Verlag, Bielefeld 2020. 234 S. ISBN 978-3-8376-4286-5, 28,00 €

Wie gelingt es Museen, sich für Erinnerungen abseits der hegemonialen Diskurse zu öffnen und damit dem Anspruch, dass Erinnerungskultur verhandelbar ist, gerecht zu werden? Diese Frage stellt die internationale Riege an Autor:innen im vorliegenden Buch. In vier übergeordneten Kapiteln befasst sie sich mit subjektiver Erinnerung und fragt, inwiefern diese eine Bereicherung für Museen und die Gesellschaft darstellen kann. Auf jeden Beitrag folgt dabei, ganz im Sinne des Themas, ein kurzes, subjektives Statement.

Das Buch ist aus einer Tagung heraus entstanden, die 2017 vom Historischen Museum Frankfurt mit Unterstützung der Kulturstiftung des Bundes ausgerichtet wurde. Das Museum hatte sich gerade neu ausgerichtet und, wie bereits in den 1970er Jahren,

erneut die Partizipation in den Fokus gerückt. In dem Blog des Museums beschreibt Erica de Abreu Gonçalves diese internationale Tagung wie folgt:

„Somehow we are all connected, and together we expect to create bridges over the Atlantic and other oceans; pathways to connect not only concepts but also cultures and, why not, people eager to discover other worlds, other possibilities, ‘other selves’“ (<https://blog.historisches-museum-frankfurt.de/the-subjective-museum/>, 28.4.2021).

Die große Bedeutung, die dem interkulturellen Dialog und dem Einbezug verschiedener Sichtweisen zugesprochen wird, findet sich auch im Buch wieder. So bündelt dieses die Perspektiven von Autor:innen mit ganz unterschiedlichen kulturellen Hintergründen und setzt damit konsequent um, was diese selbst propagieren: dass Erinnerung nämlich immer subjektiv sei – selbst bei der vom Staat als bewahrenswert eingestuften Erinnerung, selbst bei den Inhalten, die in den Museen ausgestellt werden, handele es sich um eine subjektive, politisch beeinflusste Auswahl. Eine Auswahl, die immer auch zwangsläufig Ausschlüsse bestimmter, subjektiver Erinnerungen mit sich bringe. Die Bevölkerung im Allgemeinen, vor allem jedoch Minderheiten im Speziellen, sähen sich, ihre Identität und ihren Alltag dadurch oftmals nicht repräsentiert. Die Autor:innen machen daher deutlich, dass Museen heute, zu einer Zeit, in der die Gesellschaft immer diverser wird, vor der Aufgabe stehen, sich für subjektive Perspektiven zu öffnen und sich nicht davor scheuen sollten, selbst bewusst Position zu beziehen. In den Beiträgen setzen sie sich mit den Museumstraditionen New Museology, Nouvelle muséologie und Écomuséologie auseinander. Eine zentrale Position nimmt zudem der portugiesisch-brasilianische Ansatz der Soziomuseologie ein.

Das erste übergeordnete Kapitel beleuchtet zunächst, welche Rolle den Museen in der heutigen Zeit zukommt und inwiefern subjektive Ansätze sowohl für die Besucher:innen als auch für die Museen ein Gewinn sein können.

Susanne Gesser vom Historischen Museum Frankfurt befasst sich in „Frankfurt Jetzt!“ mit den subjektiven Seiten einer Stadt. Sie stellt darin die gleichnamige Dauer Ausstellung des Museums vor, die darauf abzielt, wieder einen Überschneidungspunkt mit den Menschen zu finden, und dabei ganz auf Augenhöhe mit diesen geht. In Form von verschiedenen Projekten wie etwa dem sehr partizipativ angelegten „Stadtlabor“ bindet sie die Bewohner:innen Frankfurts daher konkret ein: Unter dem Slogan „Zeig mir dein Frankfurt“ dürfen diese selbst erzählen, von ihrer Sicht auf die Gegenwart und Zukunft Frankfurts. So werde deutlich, wie unterschiedlich die subjektiven Perspektiven auf den Lebensraum Stadt seien. Die Ausstellung mache durch ihren interaktiven Ansatz „die in ihr verborgenen Lebensräume“ sichtbar. Die Teilnehmenden würden dabei zu gleichberechtigten Expert:innen und „Co-Kurator:innen“. Dabei werde mit der „Multivokalität der individualisierten Gesellschaft“ gearbeitet: Indem die Teilnehmenden miteinander in Kontakt träten, positionierten sie sich stets und erführen unmittelbare Demokratie. Das Museum wiederum profitiere ebenfalls von dieser Partizipation. Denn dadurch, dass es Identifikationsmöglichkeiten schaffe und so die Bewohner:innen an sich binde, steigere es die eigene Relevanz. Dabei lasse das

Projekt den baulichen Aspekt der Stadt außen vor und fokussiere sich ganz auf die Menschen.

Suzanne MacLeod hingegen legt den Schwerpunkt gerade auf die baulichen Aspekte. Sie stellt in ihrem Beitrag „Museumsarchitektur, soziale Nachhaltigkeit und Design für ein kreatives Leben“, der zum zweiten Kapitel „Kulturerbe aushandeln: Bedingungen und Akteur:innen“ gehört, die spannende Frage, wie sich die so wichtige Orientierung am/an der Bürger:in an sich, die anstelle der Ausrichtung am Menschen in seiner Eigenschaft als Konsumierender erfolgen sollte, auch im Museumsdesign umsetzen lässt. Denn die Museumsbauten würden meist aus ökonomischer Perspektive geplant. Die Autorin spricht hier unter Berufung auf Henri Lefebvre auch von einer „Verschiebung vom Formalen zum Sozialen“ (S. 105), die notwendig sei:

„Architektur bildet hier eine (potentiell) reiche Erfahrungswelt, die mit unserem Innersten verbunden ist und es vermag, uns in Beziehung zur Vergangenheit und zur Zukunft zu setzen. Sie ist das physische Material, mittels dessen wir unser Leben leben, und macht es möglich, Menschen in ein gesellschaftliches Umfeld zu integrieren.“ (S. 100)

Dabei geht sie auf das geplante, aber nicht realisierte Guggenheim-Museum in Helsinki ein sowie auf das Munch-Museum in Oslo, das 2020 eröffnet worden ist. Laut der Autorin zielten beide Projekte darauf ab, das Leben der Bürger:innen aufzuwerten, indem sie beabsichtigten, die Kunst zu einem Teil des Alltags der Menschen zu machen: Während das Guggenheim-Museum sowohl zu einem „kurzen kulturellen Intermezzo“ wie auch zu einem längeren Aufenthalt einladen sollte, versuche man in Oslo, „an die bestehenden Stadtrhythmen anzuknüpfen und deren Potenzial auszubauen“ (S. 106). Die Autorin weist allerdings darauf hin, dass ein Architekturprojekt nach dem Ansatz von Lefebvre gründliche Forschungsarbeit voraussetze und die Einbeziehung von Interessengruppen beziehungsweise der Öffentlichkeit notwendig sei.

Der Beitrag „Rum, Schweiß und Tränen. Eine kritische Reflexion über Flensburgs koloniale Vergangenheit und sein Kolonialerbe“ wiederum fordert die Lesenden in besonderer Weise zu einem kritischen Überdenken der eigenen Sichtweisen auf. Er verdeutlicht, inwiefern eine Kuratorin mit einem anderen kulturellen Hintergrund die Arbeit eines Museums bereichern und auch zu mehr Verständigung beitragen kann. Die Autorin Imani Tafari-Ama stellt die Frage, welche Rolle insbesondere kommunale/staatliche Museen bezüglich einer politischen Positionierung einnehmen sollten.

Das Schifffahrtsmuseum Flensburg hatte die Autorin, die selbst eine Rastafari aus Jamaika ist, 2017 im Rahmen der mobilen Akademie „Fellow me!“ eingeladen, „eine kritische, afro-karibische Perspektive auf die Kolonialzeit einzubringen und die hartnäckige koloniale Amnesie der Europäer sowie den nostalgischen Blick Europas auf die Kolonialzeit zum Thema zu machen“ (S. 167). Anlass war, dass sich der „Transfer Day“ (Tag der Übergabe der Jungferninseln von Dänemark an die USA) zum hundertsten Mal jährte. Die Ausstellung zielte darauf ab, die Verdrängung und Nostalgisierung der Kolonialzeit und damit der Zeit des Zucker- und Rumhandels durch die Stadt Flensburg zu beleuchten. In der Ausstellung sollten die eurozentristische

sowie die afro-karibische Sichtweisen auf die Geschichte Flensburgs kontrastierend nebeneinander gezeigt werden. Denn historische Erinnerungen würden durch fehlende emotionale Verknüpfungen, durch koloniale Amnesie und durch Nostalgie verzerrt. Diese Probleme könnten „nur durch anhaltende Freilegung und intensive Analysen der Vergangenheit geheilt werden“ (S. 175). Dies werde durch den speziellen Aufbau der Ausstellung realisiert; ganz im Sinne eines sensiblen und einfühlsamen Museums“ würden die Besucher:innen dabei auch körperlich einbezogen. Mit ihrem Ansatz zeigt die Autorin nicht nur, wie wichtig ein Blickwechsel inhaltlich ist. Auch bezogen auf Ausstellungspraktiken wird deutlich, dass es sinnvoll ist, über den eigenen Tellerrand zu gucken.

Auf partizipative Sammlungskonzepte schließlich geht der Beitrag „Partizipative Ansätze und Subjektivität beim Sammeln der Gegenwart“ von Åsa Stenström ein. Darin stellt sie das Västerbottens Museum in der Provinz Västerbottens Län in Schweden vor. Seit 2004 werde nicht nur bezüglich der Ausstellungen, sondern auch, was die Sammlung anbetrifft, partizipativ gearbeitet. Dieser Ansatz sei entstanden, da die Sammlung bei einer Analyse als sehr kontextlos entlarvt worden sei. Auch multikulturelle Sichtweisen habe es kaum gegeben. Mit Hilfe von Inklusion, Gleichberechtigung und der Fokussierung auf Vielfalt wurde daher gemeinsam mit den Menschen ein neuer Kontext geschaffen. Das Museum konnte dabei durch das Einbeziehen von Besucher:innen in Form von Interviews und ähnlichem selbst über schwierige Themen wie Alkoholismus neue Erkenntnisse erhalten und zudem auch Minderheiten besser einbeziehen. Dadurch sei eine „neue, inklusive Geschichte von Umeå“ entstanden (S. 201), was die Sammlung komplettiere und zugleich neue Identifikationsmöglichkeiten für die Menschen schaffe. Wichtig sei allerdings, dass die Ethnolog:innen oder Kurator:innen soziale Kompetenzen besäßen. Die Autorin zieht das Fazit, dass ein Museum auf jeden Fall subjektiv sein sollte. Denn: „Das Museum, die Geschichte und die gelebten Erfahrungen – das gehört uns allen gemeinsam.“ (S. 205).

Die insgesamt zwanzig Beiträge zeigen anschaulich, wie subjektive Sichtweisen auf ganz unterschiedliche Art in museologische Praktiken eingebunden werden können – von partizipativ ausgelegten Sammlungs- und Ausstellungsprojekten über das Aufgreifen anderer Weltanschauungen bis hin zur Manifestation im Baulichen. Die Autor:innen verdeutlichen, was möglich ist, wenn das Museum wagt, seine Rolle als allwissender Lehrmeister aufzugeben, die Erinnerung des Einzelnen als gleichwertig anzusehen und auch selbst Stellung zu beziehen – selbst bei kontrovers diskutierten Themen. Der Perspektivwechsel, zu dem viele der Beiträge einladen, fördert die Sensibilisierung für verschiedene Blickwinkel und das Hinterfragen eigener, möglicherweise einseitiger Sichtweisen.

Maren Böhm, Cloppenburg  
<https://doi.org/10.31244/rwz/2021/51>